

Sonntag, den 22. April (5. Mai) 1907.

Es kommt für alle Menschen eine Zeit,
wo sie sich vor nichts mehr fürchten,
als vor dem, was man in der Welt Ver-
gnügen zu nennen pflegt.

Wilhelm Raabe.

— № 19 —

Die Macht der Liebe. * (Ein Auferstehungsmäuschen nach dem Polnischen.) ***

Goldenes Glockengeläute ertönte in weiter, weiter Ferne . . .
Vom grünen Mooslager erhob sich eine jugendliche
Mädchengestalt und breitete wonnevoll ihre jungen Arme aus.

Sie blickte zum Himmel empor. Die Sonne stand schon
hoch. Die Mittagsstrahlen drangen
mit unwiderstehlicher Kraft durch
das dichte, dunkelgrüne Nadelwerk
der Fichten und fielen heiß und
blendend in die kühle Dämmerung
des Waldes.

Ihr Blick schweifte über die
Waldwiese dahin.

Weiße, schlanke Birken neigten
sich über sie; die feinen, kaum mit
dem ersten zarten Grün bedeckten
Zweige flüsternten und raunten, vom
Winde bewegt, über ihrem Haupte.
— Ich lebe! — jauchzte
das Mädchen.

Und plötzlich ging ein Rauschen
durch das grüne Zelt, und ein süßer
Schauer durchbebte den ganzen Wald.

Die Bäume reckten und streck-
ten sich, als fühlten sie plötzlich neue,
belebende Säfte ihre Stämme durch-
strömen.

Die ersten zarten Grasshalme
guckten neugierig aus der Erde
hervor.

Dem moosbewachsenen, mode-
rigen Waldboden entströmte scharfer
Erdbgeruch.

— Wir leben! — sagten
die Fichten und schüttelten ihre alten
Nadeln ab.

— Wir auferstehen! —
antworteten die Eichen, an deren
Nesten in goldiggelben Büscheln noch
vorjährige, weiche Blätter hingen.

— Hört ihr die Glocken läu-
ten? — läpelten die Steinbüchen.

Und die Glocken läuteten in weiter . . . weiter Ferne . . .

— Menschen find's, die da läuten — sagte der Wald und
wiegte sich majestätisch nach der Melodie der goldenen Töne, die
der Wind aus der Ferne herüberwehte.

— So läuten sie jedes Jahr zu unserem Feste. —

— Zum Feste der Auferstehung? —

— Ja. —

— Ob die Menschen wohl auch auferstehen? —

Tiefes Schweigen stellte sich im Walde ein. Keiner von den
Bäumen vermochte auf diese Frage zu antworten.

Es geschah aber, daß eine Lerche in diesem Augenblick vor-
beigeflogen kam.

— Halt, kleine Sängerin! — rief ihr eine alte Eiche zu.
— Komm, setz dich ein wenig zu uns, wir wollen etwas plaudern. —

Die Lerche ließ sich nieder.

— Können die Menschen aufer-
stehen? — fragten die Bäume.

— Die Menschen? Hört ihr denn
das Sänten nicht? Es wird ja grade
das Auferstehungsfest eingeläutet . . .

— Ja. Aber das ist doch unser
Fest, das Fest der Erde, die zum
neuen Leben erwacht. —

— Nein. Das ist auch ihr Fest,
das Auferstehungsfest der Herzen,
die zur Sonne der allmächtigen, das
ganze Weltall durchdringenden Liebe
emporstreben. —

— Phantasie, nichts als Phan-
tasie . . . Inarzte die alte Eiche
und ließ sich mit Wonne vom Hauch
des lauen Frühlingswindes hin und
her schaukeln: — Die Menschen ha-
ben keine Herzen. Vor kaum einem

Monat wurde in unserer Nachbar-
schaft geholzt. Vom frühen Mor-
gen bis in die späte Nacht hinein
hörten wir das Klingeln der Aerte,
und viele, viele Bäume fanden den

Tod, so viele, daß man sie nicht
einmal zählen konnte! Nein, die
Menschen haben kein Herz . . . —

— Uebertreibung, Uebertreibung!
— rief die Lerche. — Sie fällen

auch wohl, doch nur, wenn sie es
nötig haben. Uebrigens sind ihre
Herzen auch anders, als die ertig-
gen . . . —

— Wie sind sie denn? —

— Sie haben heißes Blut und
pochen gewaltig, so wie meins . . .

— Wie sind sie denn? —

— Sie haben heißes Blut und
pochen gewaltig, so wie meins . . .

— Wie sind sie denn? —

— Sie haben heißes Blut und
pochen gewaltig, so wie meins . . .

— Wie sind sie denn? —

— Sie haben heißes Blut und
pochen gewaltig, so wie meins . . .



Adolf Klein.
Kgl. preuß. Hofschauspieler,
gastiert gegenwärtig am Lodzer Thalia-Theater.
(Sept S. 110.)

hört ihr? . . . eins . . . zwei . . . drei . . . vier . . . Und die
Bäume ringenher lauschten atemlos dem Pochen der kleinen
Lerchenbrust.

— Wahrhaftig — unterbrach die Eiche das Schweigen.

— Solch ein heißes Herz muß auch heiß lieben können? —
fragte die Birke.

— Gewiß. Bei uns Lerchen lebt sogar eine alte Sage
davon. . . .

— O, so erzähle sie uns doch! . . .
Die Lerche hub an. . . .

— Es ist schon lange, lange her. . . .
 — Inmitten dunkler Wälder lag ein großes Dorf. Die vielen Menschen, die es bewohnten waren reich und glücklich. In diesem Dorfe lebte unter andern ein Greis, der einige Töchter hatte; die waren so schlank wie junge Pappeln und schön wie der Lenz. Eine von ihnen wurde „das Lied“ genannt, weil von früh bis abends der Gesang auf ihren Lippen nicht verstummte. Eines Winterabends aber starb „das Lied.“ Da war große Trauer im Dorfe.

— Meinen ganzen Reichtum gebe ich demjenigen, der sie mir auferweckt, — sagte der Greis.

Es wagte aber keiner, auch nur den Gedanken daran in sich auskommen zu lassen. Die versammelten Frauen weinten und die Männer sprachen unter einander:

— Was einmal tot ist, ist zu ewigem Schlafe verurteilt, von dem es kein Erwachen mehr gibt. —

Die Nacht war schon angebrochen, finster, öde, trostlos. . . . Längst hatten sich die Nachbarn verstreut. . . . Da klopfte es plötzlich an die Tür des Greises, und ein einsamer Wanderer erschien auf der Schwelle.

Als er näher trat und die schöne Bräute auf dem Bette angestreckt erblickte, fragte er, was dem Mädchen wohl fehle.

— Der Tod hat mir die schönste meiner Töchter geraubt, und es ist keiner da, der sie auferweckt, — klagte der Stein unter heißen Tränen.

Da kniete der blasse Fremde am Totenlager „des Liedes“ nieder und begann leise Gebete vor sich hin zu murmeln. Dann stand er auf, näherte sich dem Greise und sagte mit leiser Stimme, indem er ihm sanft die Hand auf die Schulter legte:!

— Weine nicht. Deine Tochter soll auferstehen, wenn sich ein Jüngling findet, der da bereit wäre, sich das heiße, bebende Herz aus der Brust zu reißen und zu ihren Füßen niederzulegen. —

Sprach's und verschwand.

Am andern Tage bei Morgenrauen kamen schon Freunde und Verwandte herbei, um den armen Vater zu trösten, und einige Stunden darauf hatte sich die Kunde von dem geheimnisvollen nächtlichen Besuche im ganzen Dorfe verbreitet.

Gegen Mittag erschien auch ein junger Hirt, der auf einer entlegenen Wiese seine Herde weidete. Seit vielen Jahren hatte er „das Lied“ heimlich geliebt; als nun die Kunde von dem Geschehenen zu ihm drang, machte er sich auf und eilte herbei, so schnell er konnte.

— Was sagte der Fremde?
 — war seine erste Frage.

— Das und das sprach er, — erwiderte der Greis.

— Gut also. Ich werde „das Lied“ auferwecken.

Und mit Blitzesschnelle fuhr er nach dem Messer im Gürtel und riß das Hemd auf; dann ein rascher Schnitt in die Brust, — und ein heißer, roter Blutstrahl schoß auf die Erde herab. Der Jüngling wankte, aber mit Aufgebot der letzten Kräfte näherte er sich noch dem Lager der Toten und legte sein schmerzlich zuckendes Herz, einer großen purpurroten Blume gleich, zu ihren Füßen nieder.

Darauf brach er ohnmächtig zusammen.

Kaum war dies geschehen, da öffnete „das Lied“ die Augen, und ein süßes Lächeln glitt über ihre Lippen.

Sie erhob sich, gesund und kräftig, und sah fragend die vielen versammelten Menschen an.

Noch standen diese wie gebannt, noch hatten sie sich von dem Eindruck des eben Erlebten nicht erholt, als ein ungewöhnlicher Glanz die Hütte füllte; von der Decke begann es Blumen zu schneien, der starke Duft unbekannter Kräuter verbreitete sich im ganzen Raume, es ertönte das süße leise Spiel wunderbarer Instrumente, — und herein in die Hütte trat ein Mann mit schmerzlichen Gesichtszügen, mit einem langen, wallenden Gewande angehan.

— Der Fremde! — rief der Greis, und aller Augen richteten sich auf den Ankömmling.

Er aber achtete dessen nicht, sondern ging auf den am Boden liegenden Hirten zu, neigte sich teilnehmend über ihn, legte ihm das Herz in die blutende Brust und sagte:

— Weil du um der Liebe willen solches getan, stehe auf und lebe und sei andern ein Beispiel dessen, was die Liebe vermag. —

Und der Hirt erhob sich vom Boden. Da trat „das Lied“ zu ihm und sagte:

— Dein bin ich in Ewigkeit! —

Die Menschen aber, die dabei standen, flüsternten untereinander: Wahrhaftig, er ist auferstanden! Und sie suchten mit den Augen den Fremden; dieser aber hatte sich unbemerkt entfernt.

— Da habt ihr einen Beweis dafür, was die Liebe vermag, — schloß die Lerche.

Ein Wogen und Säuseln ging von Baum zu Baum durch den ganzen Wald. . . .

Und die Glocken läuteten immer noch in weiter Ferne. . . .

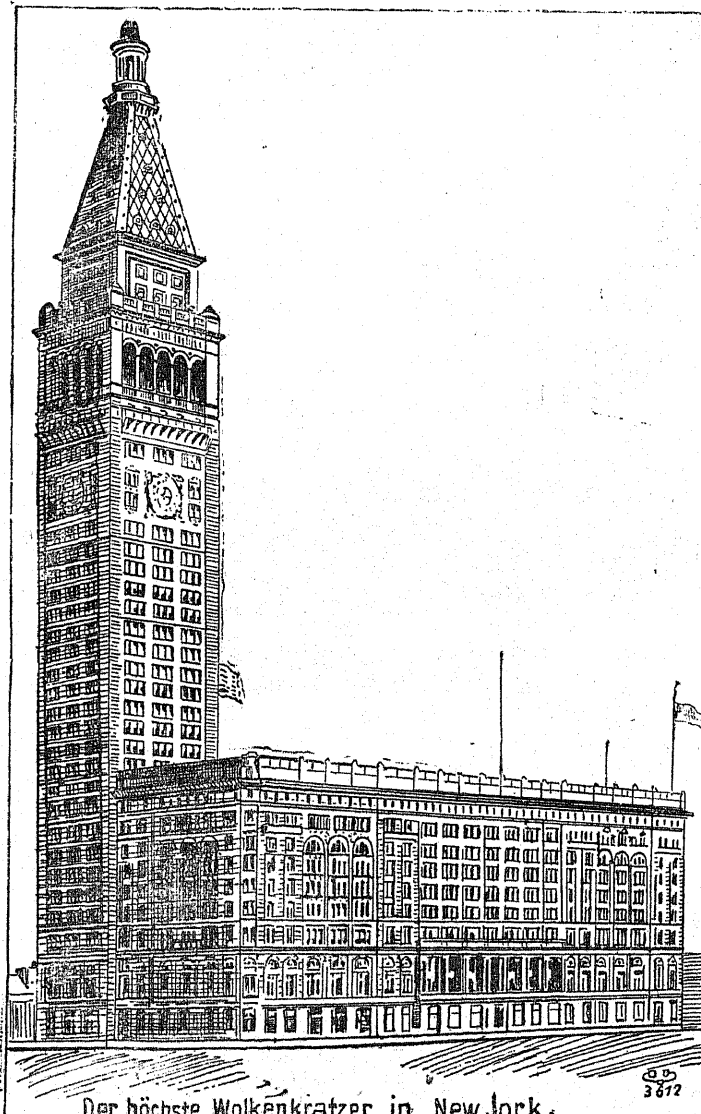
Sie mahnten zur Auferstehung.

von Bożek Dawid, übersetzt von M. G.



Edwin Schultz.

(Text S. 151.)



Der höchste Wolkenkratzer in New York.

(Text S. 151.)



Eine Ohrfeige.

Skizze von Johannes Schürmann.

Als alle Herren versammelt waren und um den grünen Tisch saßen, räusperte sich der Bürgermeister und fing an:

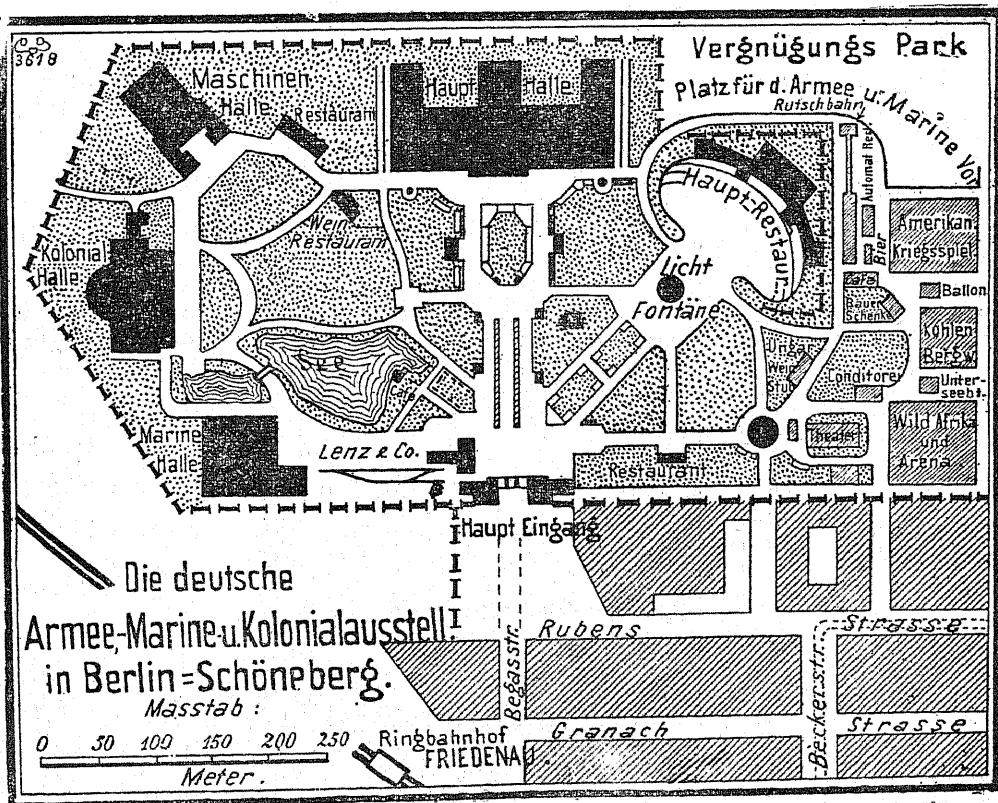
„Meine Herren! Ich habe Sie zu einer außerordentlichen Stadtratssitzung hierher gebeten. Die Veranlassung kennen Sie. Der weitberühmte Sohn unserer Stadt, auf den wir alle stolz sind, Herr Professor Paulsen, soll das Ehrenbürgerrecht von Hallerstädt erhalten. Wir ehren mit diesem bereits in letzter Sitzung gefassten einstimmigen Beschlusse mehr noch uns selbst als den hochverdienten Mann. Ich erinnere Sie daran, daß die große Universitätsstadt, in der Herr Professor Paulsen wirkt, uns auf diesem Wege schon vorangegangen ist, daß Se. Majestät vor Jahresfrist ihm die höchste Ordensauszeichnung verliehen hat, die für Verdienste solcher Art überhaupt in Betracht kommt; und endlich teilen eben heute die Blätter der Residenz mit, daß in diesem Jahre für den Nobelpreis Herr Professor Paulsen in erster Linie in Betracht komme. Angefichts solcher Anzeichnungen ist die, welche wir anzubieten in der Lage sind, nur bescheiden und gering. Unser zukünftiger Ehrenbürger hat aber, nachdem ich ihm von unserem Beschlusse Mitteilung gemacht, in herzlichen Worten die Versicherung ausgesprochen, daß es ihm eine besondere Freude und Genugtuung sei, gerade von seiner Geburtsstadt Hallerstädt so geehrt zu werden. Den Brief, in dem er dieses schreibt, werde ich den einzelnen Herren gern persönlich zur Kenntnisnahme vorlegen.“

„Ich habe mir nun auf dasselbe Schreiben hin die Freiheit genommen — und ich zweifle nicht, damit im Sinne meiner Mitbürger gehandelt zu haben — Herrn Professor Paulsen zu bitten, den Ehrenbürgerbrief hier persönlich in Empfang zu nehmen und uns bei dieser Gelegenheit einen Vortrag aus dem Gebiete jener

Wissenschaft zu halten, deren größter lebender Vertreter er unbestritten ist. Auch das hat Herr Professor Paulsen versprochen. Es entspricht ganz seinem vornehmen und bescheidenen Charakter, wenn er daran die Bitte geknüpft hat, ihn bei dieser Gelegenheit nicht zu sehr zu feiern, da er überdies nur für einen Tag und eine Nacht unser Gast sein könne. Selbstverständlich mußte ich ihm die Wahl des Tages überlassen. Zu meiner freudigen Überraschung hat er sich schon für den 25. März, also für heute über drei Wochen, bei uns angemeldet. Es ist also die höchste Zeit, die Einzelheiten für diesen Ehrentag unserer Stadt zu ordnen, und deshalb habe ich Sie auf heute eingeladen. Wir werden einen Festausschuß ernennen müssen. Es dürfte angebracht sein, in diesen Ausschuss außer Mitgliedern unseres Kollegiums auch einige andere Herren aus der Bürgerschaft zu wählen. Professor Paulsen ist ein ehemaliger Schüler unseres Gymnasiums. Wie ich aus den Schulprogrammen, die jetzt dreißig Jahre zurückliegen, ersehe, wirkt an unserem Gymnasium nur noch ein einziger von den ehemaligen Lehrern unseres Ehrengastes: unser verehrter Mitbürger Professor Hinrichs. Ein schöner Zufall hat es gewollt, daß dieser in den oberen Klassen, als der damalige Schüler Karl Paulsen sie besuchte,

gerade in den Fächern unterrichtet, in denen Paulsen jetzt durch seine epochemachenden Entdeckungen alle überflügelt hat: in der Physik und Chemie. Unter solchen Umständen werden wir sicherlich das Richtige treffen, wenn wir Herrn Hinrichs die erste Stelle im Festausschuß einräumen.“

Der Bürgermeister machte eine Pause und blickte sich im Kreise um. Es wurden beifällige Worte laut, kein Widerspruch erhob sich; nur Herr Kommerzienrat Weinküper, der gewohnt war, stets die erste Rolle zu spielen, nahm eine getränkte Miene an,



(Sept S. 151.)

sagte aber auch weiter nichts. Es fiel ihm für den Augenblick nicht ein, womit er seine zweifellos vorhandenen größeren Ansprüche hätte begründen können. Eigentlich fand er es im Grunde seiner Seele schon übertrieben, daß man von einem bloßen Professor soviel Wesens mache. Und dabei war dessen Mutter, die erst vor wenigen Jahren in Hallerstädt gestorben war, eine ganz einfache Frau, die Witwe eines Subalternbeamten gewesen!

Der Rest der Sitzung verlief in ziemlicher Eintracht. Die verschiedensten Vorschläge wurden gemacht, und schließlich hatte man ein Festprogramm entworfen, das sich sehen lassen konnte. Das Arrangement im einzelnen überließ man dem Festausschuß.

Der Bürgermeister war nicht im mindesten überrascht, als am nächsten Morgen, einem Sonntage, Professor Hinrichs über den Markt auf sein Haus zusteuerte. Das alte, bescheidene Männchen mit dem lomischen almodischen Zylinderhute wollte sich jedenfalls dafür bedanken, daß man seiner in so rücksichtsvoller Weise gedacht hatte. Der Bürgermeister war auch ganz stolz auf seinen guten Gedanken; gute Gedanken waren überhaupt seine Stärke, und wenn er auch mit ihnen leider zuweilen einen Herzeinsall erlebte, so erschütterte das doch nicht den Glauben an sein eigenes Genie. Er nahm die würdige, mit Herablassung gemischte Haltung ein, die nach seiner Ansicht einem Stadtoberhaupt im privaten Verkehr mit seinen „Untertanen“ allein anstand. Da führte das Dienstmädchen Herrn Professor Hinrichs ins Zimmer. Professor Hinrichs war nahezu 70 Jahre alt und man sah ihm das an. Fünfundvierzig im Schulzimmer und im Laboratorium verbrachte Lebensjahre waren auf dem runzeligen, von einem weißen Badenbart umrahmten Gesichtchen zu lesen. Der Bürgermeister sah, daß dem Alten die hellen Schweißtropfen über die spiegelblanke Glage perlten, trotz der kühlen Märzluft draußen; aber das lag wohl an dem Ungetüm von Zylinder.

Er streckte seinem Gast die Hand entgegen. „Das ist recht, Herr Professor, daß Sie sofort zu mir kommen! Nicht wahr? Ich habe gleich an Sie gedacht! War übrigens selbstverständlich, Sie haben ja doch im Grunde die Bassis zum Ruhme unseres Ehrenbürgers gelegt. Aber nehmen Sie Platz, nehmen Sie Platz!“

Professor Hinrichs ließ sich steif auf den angebotenen Sessel fallen. Er wischte sich umständlich mit einem blauweidenen Taschentuche den Schweiß von der verlängerten Denkerstirn und setzte ein paarmal an, ehe er die richtigen Worte fand. „Ich danke

Ihnen, Herr Bürgermeister, ich danke Ihnen herzlich für Ihre Freundlichkeit und die Absicht, die mich ehrt.“ „Die Absicht? Aber bei der Absicht soll's doch wohl nicht bleiben?“ Der Bürgermeister war vor Erstaunen aufgesprungen.

„Sie wollen sich doch nicht etwa von unserer Feier ausschließen?“

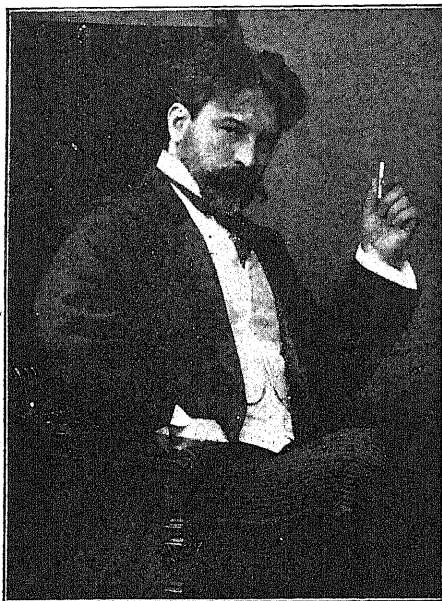
„Nein, gewiß nicht!“ — Professor Hinrichs sah starr vor sich auf den Boden und fuhr dann mühsam fort: „Aber aus dem Festausschuß müssen Sie mich streichen, zu so etwas bin ich nicht zu gebrauchen, bin auch zu alt dazu.“ — „Ach, Klausen! fuhr der Bürgermeister auf, „Sie müssen mitun und uns sogar die Festrede halten! Meinen Sie, ich kenne Ihr Rednertalent nicht? Habe ich Sie nicht bei der Einführung des neuen Direktors in ihrem Triumphe gesehen?“

Professor Hinrichs sah ihn ernst an und schüttelte den Kopf. „Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht reden. Dringen Sie nicht in mich, Herr Bürgermeister, ich kann wirklich, wirklich nicht.“ — Der Bürgermeister ging noch immer in langen Schritten auf und ab durchs Zimmer. Jetzt blieb er vor dem alten Manne, der wie ein armer Sünder in sich geduckt dafuß, stehen. „Ich verstehe Sie nicht. Mögen Sie den Verdiensten Paulsens keine Anerkennung zollen? Sie sind selbst Chemiker — sollen Sie diese Verdienste nicht für echt halten? Eine Eifersucht zwischen der alten Wissenschaft und der neuen? . . .“ Hinrichs hatte wie beschwörend die Hand erhoben. — „Oh, glauben Sie nur das nicht! Ich liebe und bewundere Paulsen, ich verehere in ihm den Mann, der unsere herrliche Wissenschaft zu Triumpfen geführt hat, die wir Stümper nicht ahnten. Ich bin sein Lehrer gewesen, und ich bin jetzt sein begeistertster Schüler! Aber Sie verlangen Unmögliches von mir. Ich freue mich auf den Tag, an dem ich ihn hören soll, aber er soll mich weder hören noch sehen.“

„Das soll der Ruckel verstehen!“ knurrte der Bürgermeister. „Sie verderben mir 's ganze Konzept. Und was soll ich Paulsen antworten, wenn er nach seinem alten Lehrer fragt!“ — Hinrichs lächelte trübe. „Er wird schon nicht nach mir fragen.“ —

Es trat eine kurze Pause ein. Dann fing Hinrichs langsam an: „Wenn ich denn durchaus damit herausrücken muß, Herr Bürgermeister, so hören Sie meine klägliche Geschichte. Sie hat mir schon viel zu schaffen gemacht, und vielleicht ist dies die letzte Strafe für eine Unbesonnenheit, daß ich alter Knar Ihnen, junger Herr, wie ein ertappter Bösewicht beichten soll.“ Der Bürgermeister wehrte aus Höflichkeit ab, war aber doch zu neuartig geworden, als daß er seinem Gegenüber die Dual erspart hätte. (Schluß folgt.)

Zum 25jährigen Jubiläum des Berliner Philharmonischen Orchesters



Arthur Nikisch.

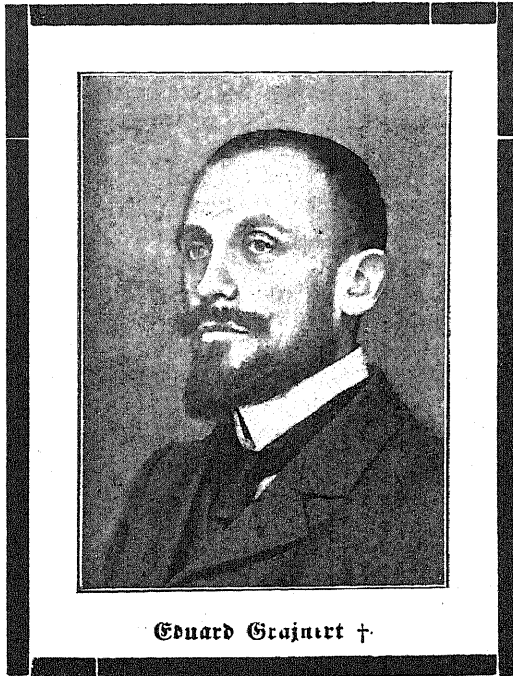


Konzertmeister Witez.
(Zeit S. 150.)

Eduard Grajner +.

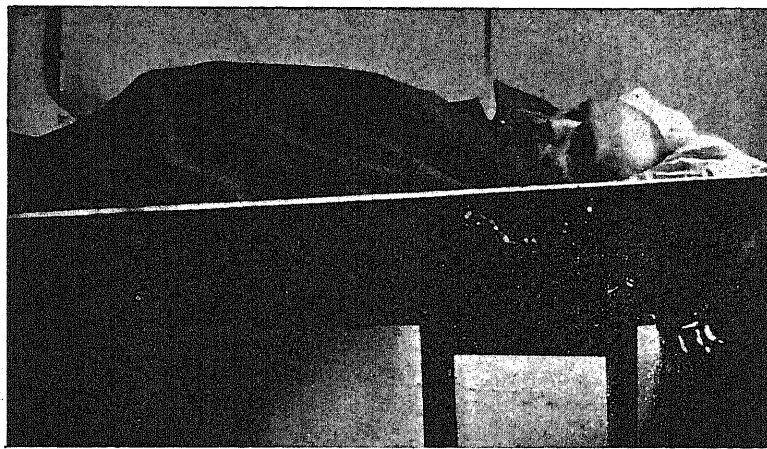
Am Abend, den 20. April, wurde in Lodz von einem ruchlosen Mörder der Kunstmalers Eduard Grajner ermordet, der sich in allen Gesellschaftskreisen der größten Sympathie erfreute. Grajner war der Sohn des Schriftstellers Josef Grajner und wurde 1876 in Warschau geboren, wo er zuerst die Privatschule von Beni besuchte. In dieser Schule befanden sich damals zahlreiche Zöglinge, denen der Eintritt in Kronsschulen erschwert worden war. Es war eine vortrefflich geleitete Schule, so daß auch Grajner sie mit gesunden Prinzipien verließ. Nach Absolvierung des Beni'schen Gymnasiums trat Grajner in die Zeichenschule in Warschau ein und von dort begab er sich nach Krakau (1894—1897) in die Kunstakademie, nach deren Verlassen er zur weiteren künstlerischen Ausbildung das Sobanski'sche Stipendium, sowie zwei Medaillen erhielt. Hierauf begab er sich nach Rom, wo er acht Jahre seinen Studien oblag. Nach seiner Rückkehr nach Warschau stellte er zahlreiche Bilder aus, die von der Fachkritik vortrefflich aufgenommen wurden. Seine ersten, im Salon der schönen Künste ausgestellten Bilder stellten Grajner mit einem Schlage in die Reihen der hervorragendsten polnischen Maler. Bereits im Jahre 1899 widmete die Zeitschrift „Kraj“ Grajner einen Artikel aus der Feder des Dr. Alfred Wyszocki unter der Spitzmarke „Die polnischen Künstler in Rom“ wobei auch das Bild des Künstlers reproduziert wurde. Dr. Wyszocki schreibt da u. a.: „Ich habe bei ihm einige nicht schlecht gezeichnete Skizzen, eine gute Kopie der vatikanischen „Pieta“ von Michelangelo Caravaggio und eine Landschaft gesehen . . . Damals begann der Künstler ein Porträt seines Kollegen Dłuz zu malen, und im Laufe einer Woche erwuchs auf der Leinwand ein Meisterwerk. Das ist gewiß eine allzu-enthusiastische Nomenklatur, sie drängt sich jedoch selbst in die Feder, wenn man diesen riesigen und so unverhofften Fortschritt in der künstlerischen Entwicklung Grajners sieht, wodurch er mit einem Schlage auf die Höhe der Kunst gestellt und zugleich die Richtung seiner Tätigkeit angezeigt wurde. Gegenwärtig arbeitete Grajner an einer größeren Komposition: „Psyche nach dem Verlust Amars.“ — Eine solche Bewertung erfuhr der Künstler vor acht Jahren, als er in Rom arbeitete. Es ist selbstverständlich, daß im Laufe dieser Zeit sein Talent sich gefestigt hat. Die ihm von Dr. Wyszocki vorausgesagte Zukunft — sie war eingetreten. Außer mit künstlerischer Arbeit befaßte er sich schon in Warschau mit der Pädagogik, indem er gemeinsam

mit seinem Kollegen Auzien in der Privat-Malschule für Frauen unterrichtete, die von M-me Conti gegründet wurde. Die Schule entwickelte sich anfangs vortrefflich, zahlreiche Schülerinnen suchten dort den Rat und die Anweisung der hervorragenden Künstler. Um diese Zeit wurde jedoch außer der seit langem existierenden Zeichenschule eine neue Schule der schönen Künste, gegründet, zu welcher die Adepten und Adeptinnen übertraten. Die Frequenz der Schule der M-me Conti nahm derart ab, daß dort in der Folge der Unterricht eingestellt wurde. Damals wurde Grajner die Stellung eines Lehrers am polnischen Progymnasium in Lodz angetragen; er nahm dieses Anerbieten an und kam um so lieber nach Lodz, als er hier schon einen Bruder besaß, der in einer der Lodzer Institutionen beschäftigt ist. In Lodz eroberte er sich sofort die Sympathie der Gesellschaft, da er liebenswürdig und dienstbereit war. Von einem Kreise von Personen, die in der polnischen „Macierz Szkolna“ arbeiten, dazu aufgefordert, fertigte er für diese Institutionen drei Zeichnungen für Postkarten an, die herausgegeben wurden und für die genannte Institution ein Andenken für alle Zeiten bilden werden. Im Lodzer Kunstsalon erschienen gleichfalls Grajners Arbeiten, und zwar Illustrationen zur „Grażyna“ und zu „Konrad Wallenrod.“ Diese Arbeiten zeugen von vorzüglicher Erfindungsgabe. Für die heil. Jozefskirche malte er gleichfalls ein Geschenk, und zwar ein Transparent für das Grab Christi. Grajner war ein großzügiger Künstler, besaß einen ausgezeichneten Geschmack und eine schöne Technik. Die Gesellschaft verlor durch ihn einen hervorragenden Menschen, der unbedingt den Größen des polnischen Volkes beigezählt worden wäre. Der Verstorbene hinterließ Weib und Kind und hinterließ sie ohne Mittel, denn da er kaum



Eduard Grajner +.

(Phot. Aufnahmen des Herrn Siebig.)

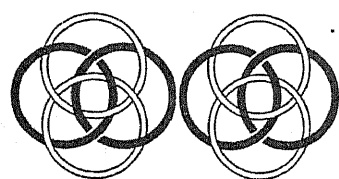


Grajner im Sarge.



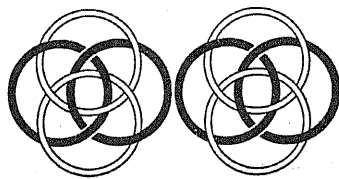
Lehrer und Schülerinnen der von Grajner geleiteten Schule.

30 Jahre zählte, konnte er von seiner Arbeit noch nichts für die Zukunft zurücklegen. Dafür hat er aber zahlreiche Bilder von großem künstlerischen Wert hinterlassen, die in den Salons des Herrn Karpowicz in Lodz, Meyers Passage Nr. 4, ausgestellt sind. Diese Bilder werden auf dem Künstlermarkt unbedingt in die Höhe gehen, da dieses Talent uns in so jungen Jahren verloren ging. Wir wollen die ruchlose Tat nicht weiter erwähnen, sondern noch bemerken, daß auch der Bruder Grajners, ein Journalist, gleichfalls durch einen Revolverschuß getötet wurde — und, welches Spiel des Zufalles! — gleichfalls an einem 20. April. Indem wir schließen, werfen auch wir eine Handvoll Erde auf den Sarg des Verstorbenen, dieser Erde, die er so geliebt hat. tz.



Das Jubiläum des Berliner Philharmonischen Orchesters.

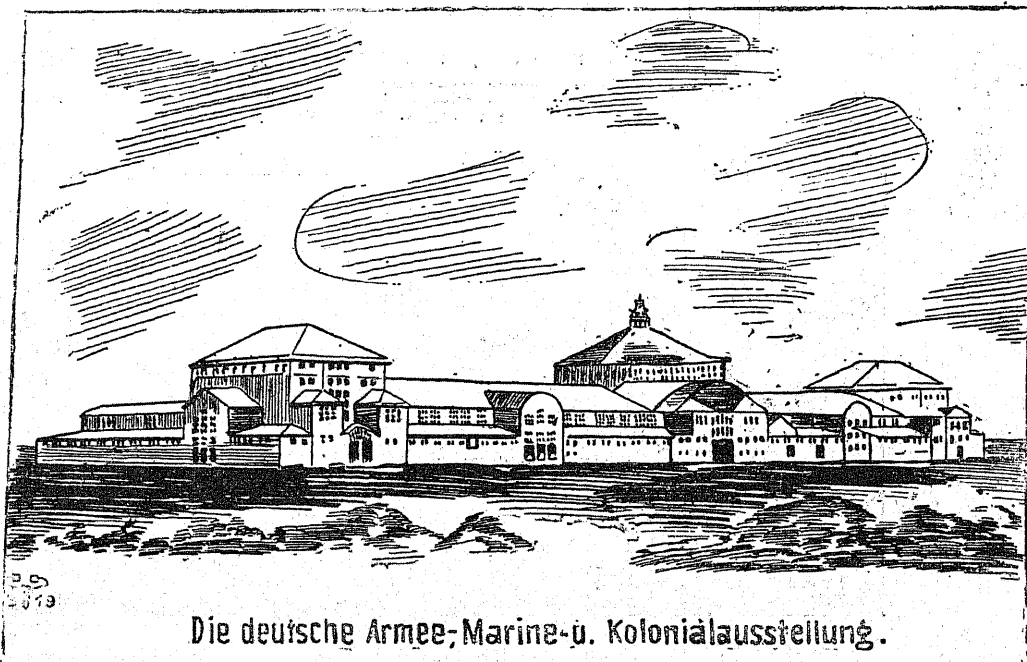
(Zum 1. Mai 1907.)



Die interessante, an bedentamen Momenten reiche Chronik des Berliner Philharmonischen Orchesters, die nunmehr einen Zeitraum von 25 Jahren umfaßt, begreift den wichtigsten Teil der neuesten Konzertgeschichte in sich. Das mag manchem im ersten Augenblick als ganz natürlich erscheinen, ist aber doch seltsam genug! Eine Körperschaft, die aus eigener Initiative zusammengetreten ist und sich selbst, unabhängig von einem einzelnen oder einer Gesellschaft, verwaltet, bildet seit Jahren den hervorragendsten Faktor in dem überreichen Musikgetriebe Berlins. Daß sie einmal diese bedeutende Rolle zu spielen berufen sein würde, hat die Schar der hoffnungsfrohen Tonkünstler gewiß nicht geahnt, da sie sich am 1. Mai 1882 als „Philharmonisches Orchester“ konsolidierte.

Eine unscheinbare Ursache hat zu dieser Gründung geführt. In dem noch nicht lange von der Biltfläche verschwundenen Konzerthause mußte seit 1867 der heute noch unvergessene Kapellmeister Benjamin Bilse mit seinem tüchtigen Orchester. Bilse glaubte zu Anfang des Jahres 1882 mit dem bisherigen Gagenetat nicht weiter arbeiten zu können und legte den Kapellmitgliedern daher neue Kontrakte mit niedrigeren Gehaltsziffern vor.

Kurz entschlossen trennte sich darauf die Mehrzahl der Musiker von ihm und stellte sich als „früheres Bilsesches Orchester“ auf eigene Füße. Es erfreute sich der regsten künstlerischen wie realen Förderung seitens einiger hervorragender Musiker Berlins, insbesondere derjenigen Karl Klindworths und Joseph Joachim's. Im Jahre 1884 führte sogar ein Aufruf der Dirigenten der königlichen Akademie, der Singakademie und des Sternschen Gesangsvereins (Joachim, Blummer und Rudorff) zur Gründung einer Philhar-



Die deutsche Armee-, Marine- u. Kolonialausstellung.

(Text S. 151.)

monischen Gesellschaft, welche es sich zur Aufgabe setzte, aus privaten Mitteln eine Art Garantiefonds für das Orchester zusammenzubringen. Nach etwa drei Jahren schon konnte die Gesellschaft sich wieder auflösen, denn der Bestand der Kapelle schien, nachdem für den Sommer ein ständiges Engagement nach dem holländischen Seebade Scheveningen gewonnen worden war, nunmehr auch materiell gesichert. Die großen Chorvereine, zu denen inzwischen noch der von Siegfried Dohs gegründete und geleitete „Philharmonische Chor“ gekommen war, bedienten sich des Orchesters für ihre Aufführungen ohne Ausnahme, ebenso die bedeutenden einheimischen wie fremden Instrumental- und Vokalsolisten. Sonntags und an drei Tagen der Woche gaben die Philharmoniker ihre eigenen Sinfonie- und populären Konzerte, die sich immer mehr in der Gunst des Publikums festsetzten und immer größeren Zulauf fanden. Als Nachfolger des Herrn v. Brenner dirigierte Georg Raupach das Orchester kurze Zeit. Ihn löste Franz Mannstädt ab, nach dessen Scheiden Gustav Vogel an die Spitze der Philharmoniker trat. Als dieser zur Leitung der berühmten Museumskonzerte in Frankfurt a. Main berufen wurde, übernahm Rudolf Herfurth seinen Posten, um ihn allerdings nach nicht langer Wirksamkeit mit der Stellung eines Hofkapellmeisters in

Rudolstadt zu vertauschen. Abermals wurde der ausgezeichnete Professor Mannstädt gemonnen, dem 1897 Josef Rebicik, der leider so früh Dahingegangene, folgte. Die letztvergangenen drei Jahre endlich stand August Scharrer am Dirigentenpult der Philharmoniker. Alles gediegene, leistungsfähige Musiker, die wohl wußten, welche hohe künstlerische Aufgabe sie zu lösen hatten, und die es angezeichnet verstanden, sich durch ihr unermüdeliches, strengsten kritischen Anforderungen genügendes Wirken bei Fachmännern wie Laien in Ansehen zu setzen. Sie haben kein geringes Verdienst daran, daß das Können des Orchesters immer mehr wuchs; freilich half dazu noch ein anderer Umstand in hohem Maße mit.

Schon im Gründungsjahre des Orchesters hatte der rührige, weitblickende Konzertdirektor Hermann Wolff die großen Philharmonischen Konzerte ins Leben gerufen, die er von berühmten Meistern des Taktfloßes dirigieren ließ. Franz Wüllner, damals Hofkapellmeister in Dresden, war der erste Leiter dieser groß gedachten und ausübten Veranstaltungen, die zu ihrer Blüte gelangten, als Hans von Bülow zu ihrer Leitung berufen wurde. Am 21. Oktober 1887 dirigierte er sein erstes Philharmonisches Konzert in

Berlin. Bülow, dieser genialste Orchesterpädagoge, der je gelebt, vollführte an der ihm begeistert folgenden Musikerschar eine künstlerische Erziehtätigkeit, deren Erfolg noch heute zu spüren ist. Er verstand es, jeden einzelnen Musiker zu voller Selbstständigkeit und Freiheit im Vortrag zu führen, bei unbedingter Einordnung in das einheitlich, in großem Zuge geleitete Ensemble; er wußte dem Orchester die schwierige Kunst anzuerziehen, bei präzisstem Zusammenpiel größte Klarheit und Plastik in der Phrasierung

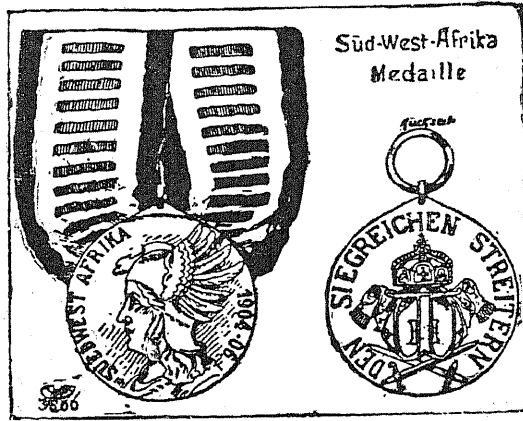
zu bewahren, selbst im verwickeltesten polyphonen Satz. Mit Stil und Gehalt der klassischen wie neueren Meisterwerke machte er das Orchester in seiner geistvollen Weise auf das genaueste vertraut und so schuf er sich in den Philharmonikern einen Klangkörper, der sich unter seinen Händen spielen ließ, wie ein Instrument.

Nach Bülows viel zu frühem Hinscheiden leiteten eine Anzahl Gastspiel-dirigenten die Philharmonischen Konzerte, so Verdi, Mottl, Schuch, Richter und am längsten Richard Strauß. Im Jahre 1895 trat dann Arthur Nikisch an die Stelle Bülows, und ihm ist es gelungen, den Ruf der Philharmonischen Konzerte auf der alten Höhe zu halten, ja wohl gar noch zu steigern. Unter Nikisch machte das Orchester auch mehrere große Auslandsreisen nach Rußland, Italien, Frankreich. Damals gab das Orchester auch zwei Konzerte in Lodz, die als ein Ereignis in der musikalischen Welt angesehen wurden. Als Konzertmeister fungierte Anton Witel. Wir bieten unseren Lesern Seite 48 die Porträts dieser beiden Künstler. Hochangesehen steht die ausgezeichnete Körperschaft da; an ihren ersten Pulten sitzen Künstler von Rang und Namen: die Konzertmeister Witel, Gesterkamp (Violine), Malkin (Violoncello), Klingler (Viola).

Adolf Klein,

(Porträt f. Titelblatt)

der jedem deutschen Theaterbesucher bekannte, beliebte Künstler, welcher schon verschiedene Male als Gast im hiesigen Thalia-Theater auftrat, weilt abermals in unserer Stadt und beginnt heute Abend sein auf mehrere Vorstellungen berechnetes Gastspiel in einer der interessantesten Novitäten, dem Kadelburg'schen Lustspiele „Husarenfieber“, das seinen Weg über alle namhaften deutschen Bühnen gemacht hat und auch schon in andere Sprachen übersetzt worden ist. Adolf Klein war hintereinander am Wiener Hofburgtheater sowie am Berliner Lessing-Theater engagiert; sodann sechs Jahre lang — von 1892 bis 1898 — Königl. preuß. Hofschauspieler und der erklärte Liebling des Wiener und Berliner Publikums. Seit letztgenanntem Jahre hat Adolf Klein ein längeres festes Engagement nicht mehr angenommen, sondern sich nur auf Gastspiele an den größten Theatern des In- und Auslandes beschränkt und überall, wo er erscheint, ist er der Held des Tages. Und das ist auch ganz erklärlich, denn er ist einer vielseitigsten Künstler der Gegenwart, ein feinstimmiger Charakterdarsteller par excellence, der es verschmäht, zu sein bei vielen seiner Kollegen beliebten Hilfsmitteln zu greifen, sondern der jede Gestalt in meisterhafter Weise in größter Natürlichkeit zu zeichnen und darzustellen weiß. Wir wissen es Herrn Direktor Rosenthal Dank, daß er uns zum Schluß der Saison noch die Gelegenheit bietet, Meister Klein wieder einmal bewundern zu können und entbieten dem liebenswürdigen Künstler Namens aller Freunde echter deutscher Schauspielkunst herzlichsten Willkommensgruß. — f.



(Text anbei.)

hervorgebracht hat. Gerade die Vollständigkeit seiner Kompositionen hat dazu beigetragen, seinen Namen in der ganzen Welt bekannt zu machen. Als seine größten und am meisten verbreiteten Arbeiten können bezeichnet werden: „Walddarfen“, — „Im Sturm“, — „Ostermorgen“, diese mit Begleitung geschrieben; ferner die a capella-Sätze: „Das Herz am Rhein“ — „Waldeausichten“ — „In der Mondnacht“ (mit Sopransolo) und endlich „Der Reiter und sein Lieb.“ Hierfür ehrte ihn Kaiser Wilhelm II. durch Verleihung des Roten Adler Ordens vierter Klasse, nachdem ihm bereits im Jahre 1882 der Königl. Kronenorden 4. Klasse und 1886 der Titel Königl. Musikdirektor verliehen worden war.

22 Vereine und Bünde ernannten ihn zum Ehrenmitglied, darunter 3 große Vereine in Amerika. In den Jahren 1882—1902 gehörte Edwin Schulz dem „Gesamtanschuß des Deutschen Sängerbundes“ an. Sein Wahlpruch: „Im Herzen Gott, mein Leben in Arbeit und Ehre“, charakterisiert ihn vollständig, ein Mann, der des Dankes seiner Mitmenschen wert ist.

Das höchste und größte Haus der Welt. (S. 146.) Der Bahnhofs der amerikanischen Architekten nimmt immer entsehrlichere Dimensionen an. Jetzt ist in New York ein Haus der Vollendung nahe, welches sich die Metropolitan-Lebensversicherungs-Gesellschaft errichten läßt, welches einen ganzen Block einnimmt und den höchsten Turm von allen auf der Erde

existierenden Bauwerken aufweist. Selbst die bisher berühmtesten amerikanischen Wolkenkratzer sind Zwerge gegen diesen 228 Meter hohen Turm, der nur noch von den 300 Metern des Eiffelturmes übertroffen wird. Auch das Gebäude selbst ist viel höher, als alle sonstigen Bauwerke der Erde. Die Drahtseile der in dem Gebäude verwendeten Fahrstühle sind zusammengesetzt so lang, daß sie dem Durchmesser der Erde entsprechen, die elektrischen Leitungen entsprechen dem Umfange der Erde.

Zur Eröffnung der deutschen Armee, Marine- und Kolonialausstellung. (S. 150.) Am 15. Mai wird auf dem Terrain, das im vorigen Jahre die landwirtschaftliche Ausstellung am Wannseebahnhof Friedenau aufgenommen hatte, die deutsche Armee-, Marine- und Kolonialausstellung eröffnet werden. Die Gebäude sind bereits jetzt größtenteils fertig und wenn noch hier und da ein Gerüst die äußere Form verdeckt, so hat man doch jetzt schon von dem ganzen den Eindruck der Vollendung und zwar einer großartigen und geschmackvollen Vollendung. Selbst die Rasenflächen und die Gartenanlagen, deren Gedeihen die Witterung der letzten Tage schweren Eintrag zu tun drohte, sind über diese kritischen Tage hinweggekommen und grüne Rasenflächen dürfen überall mit ihrer Pracht das Auge des Beschauers wohlkühnend berühren. Wir bringen uns zu Besern heute außer der Haupthalle, in welcher das Armeewesen untergebracht sein wird, eine Gesamtübersicht über den ganzen Platz und glauben dadurch auch ihnen die Orientierung auf dem Ausstellungsterrain selbst anstellen zu können. Daß der Bergnügungspark nicht fehlt, bedarf wohl kaum noch der besonderen Erwähnung. Bestimmt ist die Ausstellung dazu, dem großen Publikum von allen Erfordernissen für die gesamten drei Abteilungen Auskunft zu geben. Die Ausstellung wird bis zum 15. September geöffnet sein.

Kriegsdenkmünze für Südwest-Afrika. Wir bringen obenstehend die vor- und rückseitige Ansicht der kürzlich von Kaiser Wilhelm gestifteten Kriegsdenkmünze für die Teilnehmer an dem Feldzuge in Südwestafrika. Die Denkmünze wird auf der linken Brust an einem an beiden Rändern mit schwarzen und weißen Längsstreifen und in der Mitte mit roten und weißen Querstreifen versehenen 36 Millimeter breitem Bande getragen und rangiert an der Ordensschnalle unmittelbar vor der Chinadenkmünze. Diejenigen Besitzer der Denkmünze, welche während der Niederwerfung der Aufstände in Südwestafrika gefochten, haben das Recht, am Bande dieser Denkmünze Spangen mit dem Namen der Gefechte, an denen sie teilgenommen, zu tragen. Die Spangen werden so befestigt, daß sie wagrecht liegen und sind aus vergoldetem Messing angefertigt, der Rand und die Aufschrift sind glatt poliert.



Zu unseren Bildern.



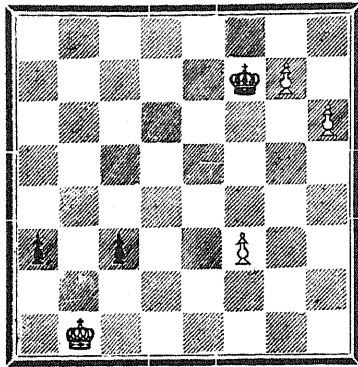
Zum 70. Geburtstage des Komponisten Edwin Schulz. (Porträt S. 146.) Edwin Schulz stammt aus einer Organistenfamilie und wurde am 30. April 1827 in Danzig geboren. Er kam als ein bereits bekannter Konzertsänger 1851 nach Berlin, nachdem er zuvor seit 1847 Dirigent verschiedener Gesangvereine in Danzig gewesen war. Hier in Berlin setzte er seine Studien bei dem Hofopernsänger Mantius und den Professoren Würst und Kullack fort. Von 1861 an bis zum Jahre 1895 leitete er den Männergesangverein „Melodia“ — später „Cäcilia Melodia“ als Chorleiter, und in dieser Stellung hat er besonders fruchtbringend gewirkt. Nebenbei dirigierte er auch noch einige andere Berliner Gesangvereine, z. B. den Erl'schen Männergesangverein von 1882—1897 und die Berliner Sängerschaft von 1882—1897. Die Zahl seiner Kompositionen für Männerchor ist außerordentlich groß, im ganzen sind zirka 250 Opus für Vokal- und Instrumentalmusik von ihm im Druck erschienen. Seine Arbeiten zeichnen sich durch klaren, melodischen Satz aus, und sie gehören mit zu dem Besten, was sein Zeitalter überhaupt

Schach.

(Redigiert vom Lodzer Schachklub, Petrikauerstr. 111.)

Endspiel Nr. 1.

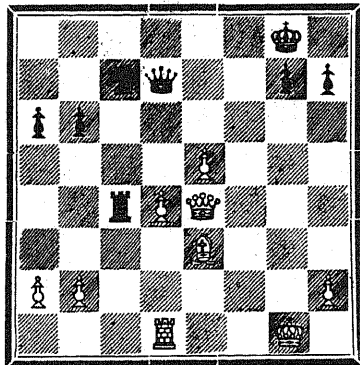
(Verfasser unbekannt.)



Weiß am Zuge gewinnt.

Aus der 10. Runde des Lokaltourniers.

Stellung nach dem 28. Zuge von Schwarz.



Weiß.

G. Salwo.

- 29. b2-b3
- 30. d4-d5
- 31. e5-e6

Schwarz.

M. Kuczyński.

- Tc4-c3
- Tc3×e3
- Sc7×e6

Auf 31. ... Dd7×d5 folgt 32. Td1×d5 Te3×e4 33. Td5-d8 ×.

- 32. De4×e3
- 33. De3-f3
- 34. Td1-f1
- 35. Kg1-h1
- 36. Df3-f5
- 37. Df5-f4
- 38. d5-d6
- 39. Df4-f3
- 40. Df3-f7 +
- 41. Df7-f5 +
- 42. Tf1×f6
- 43. Tf5×c5

- Se6-c5.
- h7-h6
- Dd7-e7
- a6-a5
- De7-h4
- Dh4-e7
- De7-b7 +
- Dh7-c8
- Kg8-h7
- Dc8×f5
- kh7-g6
- Aufgegeben.

Kürzlich im Schachklub gespielt.

Mittelgambit.

Weiß.

Goldfarb.

- 1. e2-e4
- 2. d2-d4
- 3. Dd1×d4
- 4. Dd4-e3
- 5. Sb1-c3
- 6. Lc1-d2
- 7. e4×d5
- 8. Sc3×d5 1)
- 9. b2-b3
- 10. 0-0-0
- 11. Lf1-c4
- 12. a2-a4 2)
- 13. Kc1 b1
- 14. Lc4-d3
- 15. c2×d3

Schwarz.

Rubinstein.

- e7-e5
- e5×d4
- Sb8-c6
- Sg8-f6
- Lf8-e7
- d7-d5!
- Sf6×d5
- Dd8×d5
- Lc8-f5
- 0-0-0
- Dd5-a5!
- Le7-a3 +
- Sc6-b4 3)
- Td8×d3!
- Da5 d5

Aufgegeben.

Glossen

- 1) Besser wäre 8. De3-g3.
- 2) Erzwungen.
- 3) Schwarz konnte auch 13. ... Lf5×c2 +! spielen (14. Kb1×c2? Da5-f5 + 15. Lc4-d3 Tb8×d3! 16. De3×d3 Sc6-d4 +. Schwarz gewinnt)



Die Auflösung des Füllrätsels in unserer vorigen Sonntags-Beilage lautet:

Gade, Nora, Arab, Dahn, Riga.

Richtig gelöst von: Ernestine Döcher und Benjamin Szczyński.



Gleichklang.

Plagen Grillen mich und Sorgen,
Trink' ich gern ein Gläschen Wein.
Blase meiner Pfeife Ringel
Träumend in die Welt hinein.
Und zerstoßen sind die Grillen
Und die Sorgen sind das Wort.
Und ich seh das Wort jetzt offen
Noch zu meines Glückes Hort.

Bitaten-Rätsel.

- 1. Dem Mimen sticht die Nachwelt keine Kränze. Schiller.
 - 2. Behandelt jeden Menschen nach seinem Verdienst, und wer ist vor Schlägen sicher? Shakespeare.
 - 3. Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten. Lessing.
 - 4. Wer aller Menschen Freund, der ist der meine nicht. Moliere.
 - 5. Man soll eigentlich immer nur das lesen, was man bewundert. Goethe.
 - 6. Was man von der Minute ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit zurück. Schiller.
 - 7. O, daß sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebe. Schiller.
 - 8. Sie scheinen mir aus einem edlen Haus, sie sehen stolz und unzufrieden aus. Goethe.
- Aus jeder der obigen Sentenzen ist ein Wort zu entnehmen, diese, aneinandergereiht und der Reihenfolge nach gelesen, ergeben ein Zitat aus Lessing's „Nathan der Weise“.

Charade.

Die beiden ersten sind ein Nebenfluß,
Der sich der jungen Elbe zugesellt;
Die dritte jedem Menschen werden muß,
Denn dieses Recht hat jeder auf der Welt,
Wenn pflichtgetreu er seine Lebenszeit
An seinem Platz dem ernststen Schaffen weihet.
Das ganze Wort ist dir gar wohl bekannt
Als eine Stadt, die liegt im deutschen Land.



Buntes Allerlei.

Aus einem amtlichen Bericht.

„Der Unbekannte ergriff und zererschlag einen irdischen Krug auf dem Kopf des Gendarmen, der voller Bier war!“

Wenn schon, denn schon!

A.: „Gehst du ins Theater!“

B.: „Ne. Ich habe um Freikarten eingereicht und keine bekommen. Wenn ich aber bezahlen soll, geh' ich doch gleich lieber in'n Zirkus.“

Der wahre Grund.

Eine Leserin der „Tal Adsch.“ erzählt: Mein vor einigen Tagen zugezogener 16-jähriges Dienstmädchen spricht ein „furchtbares“ Deutsch. Als sie ein wenig warm geworden, ergreife ich die erste passende Gelegenheit, um sie auf ihre fehlerhafte Grammatik aufmerksam zu machen. Es entpinnt sich zwischen uns folgender Dialog:

Zh.: „Anna, seit wann sind Sie aus der Schule?“

A.: „Seit drei Jahre, inädje Frau, aber id finge jerne noch hin.“

Zh.: „Warum, Anna?“

A.: „Ach, et is doch zu schen, zu lernen, und überhaupt war id immer sehr jut in de Schule.“

Zh.: „So? Sie sprechen aber sehr schlecht Deutsch. Sie scheinen doch nicht viel in der Schule gelernt zu haben.“

A.: „Ach, inädje Frau, det kommt man bloß davon, daß ich bin zweimal operiert jeworden an de Zunge.“